

*Bibliotheca Philosophica Hermetica* (Hrsg.), Rosenkreuz [sic] als europäisches Phänomen im 17. Jahrhundert, Amsterdam 2002, In de Pelikaan, 403 S. / zahlr. Abb.

Brecht, Martin, J. V. Andreae und Herzog August zu Braunschweig-Lüneburg. Ihr Briefwechsel und ihr Umfeld (Clavis Pansophiae, 8), Stuttgart-Bad Cannstatt 2002, frommann-holzboog, 295 S. / zahlr. Abb.

Lamprecht, Harald, Neue Rosenkreuzer. Ein Handbuch (Kirche – Konfession – Religion, 45), Göttingen 2004, Vandenhoeck & Ruprecht, 350 S. / 29 Abb. / 4 Tabellen.

Es gibt Geheimnisse, die man lüften kann. Dazu gehört die Geschichte der „Rosenkreuzer“, über deren Hintergrund man während vieler Jahrzehnte, nachgerade jahrhundertlang wenig Sicheres wußte und die so zum Feld wilder Vermutungen und esoterischer Geschichtsklitterung wurde. In den letzten Jahrzehnten sind aber wichtige Forschungen geleistet worden, etwa durch Richard van Dülmen's Edition der Rosenkreuzerschriften, vor allem aber im Umkreis der „Bibliotheca Philosophica Hermetica“ in Amsterdam. Sie ist eine private Gründung des Unternehmers Joost R. Ritman, der dem „Lectorium Rosicrucianum“ nahesteht. Er hat die umfangreichste Sammlung von Rosenkreuzerschriften zusammengetragen und in dem Bibliothekar Carlos Gilly einen hochgelehrten Bearbeiter gefunden.

Gilly wagt sich im ersten seiner vier Artikel in dem Band „Rosenkreuz als europäisches Phänomen“ an die Urfrage der Rosenkreuzerforschung: nach dem Verfasser der ersten Rosenkreuzerschriften, der „Fama Fraternitatis“ (Erstdruck Ende 1613), der „Confessio Fraternitatis“ (1615) und der „Chymischen Hochzeit Christiani Rosencreutz“ (1616). Nur letztere besitzt mit Valentin Andreae einen eindeutig benennbaren Verfasser. Ob er auch der Verfasser der anderen Schriften war oder ob man sie anderen Autoren oder einer Autorengruppe zuschreiben muß, war bislang hoch umstritten. Gilly schlägt nun mit guten, aus intimer Quellenkenntnis schöpfenden Argumenten vor, als *spiritus rector* hinter der „Fama“ und der „Confessio“ Tobias Hess zu sehen, einen Paracelsisten und Chiliasten aus dem Tübinger Studienkreis Andreaes, und in Andreae den Redaktor, der die Texte in den Jahren 1608/09 überarbeitet habe. In einem zweiten gewichtigen Aufsatz geht Wilhelm Schmidt-Biggemann den sozial-utopischen Konzepten Andreaes nach, von denen oft nur die „Christianopolis“ (1619) bekannt ist. Er zeichnet darin nach, wie Andreae im Laufe seines Lebens die Utopie einer Bruderschaft durch einen von Gesetzen geordneten Staat austauschte (hier spielt sicher die Anarchie des Dreißigjährigen Krieges eine Rolle) und sich zugleich von den neuplatonisch-paracelsistischen Vorstellungen seiner Jugend verabschiedete. Diesen im Konfessionalisierungsparadigma gut interpretierbaren Vorgang reichert Schmidt-Biggemann mit Vermutungen zu transkonfessionellen Wechselwirkungen an, etwa daß die Jesuiten und die römische Kurie Vorbilder für einige Elemente von Andreaes Idealstaaten waren.

Ein großer Block von Aufsätzen beschäftigt sich mit den kulturellen Wechselwirkungen respektive der Rezeptionsgeschichte der Rosenkreuzer-Idee: bei dem „Eremiten Pelagius“ (Jean Dupèbe), im Paracelsismus (Roland Eddighoffer), bei Béroalde de Verville (Ilana Zinguer), hinsichtlich Campanellas, bei Abraham von Franckenberg und im chiliastischen Motiv des „Löwen von Mitternacht“ (Gilly), in England (Adam Mclean), bei Johann Permeier (Bálint Keresü), bei Johannes Bureus und Heli-saeus Roeslin in Schweden (Susanne Kerman) und bei Rudolf Steiner (Gerhard Wehr). Diese Aufsätze kartieren eine terra incognita und liefern damit Bausteine für eine europäische Geschichte nichthegemonialer Ideen.

Sodann enthält der Band einen Beitrag Ritmans über die Tübinger Anfänge der Rosenkreuzer und einen Aufsatz Lex van den Bruls über Jan van Rijckenborg, der im

20. Jahrhundert das „Lectorium Rosicrucianum“ gründete. Beide Autoren verbinden spirituelle Anverwandlung „rosenkreuzerischen“ Denkens mit wissenschaftlicher Neugier. Den Sammelband wird man schließlich nicht nur aus wissenschaftlichen Gründen mit Gewinn zur Hand nehmen: Das Buch ist vom goldfarbenen Leinwandumschlag über den liebevollen Satz bis zu den vielen Abbildungen ein selten gewordenes Schmuckstück der Kultur des Buchdrucks.

Mit Andreae beschäftigt sich auch Martin Brecht. Er hat erstmals Andreaes umfanglichen Nachlaß vornehmlich in Wolfenbüttel (dazu auch Wolf-Dieter Otte im vorgenannten Sammelband) gesichtet. Damit tritt der bislang kaum bekannte späte Andreae ins historische Licht: der Kirchenpolitiker, der nicht mehr Utopien entwarf, sondern realpolitische Veränderungen in seiner lutherischen Kirche durchsetzte. Brechts thematisch geordnetes Florilegium mit reichen Zitaten aus den Archivalien bietet ein beeindruckendes Panorama: von Andreaes Beziehung zu Herzog August von Braunschweig über seine Augenzeugenschaft im Dreißigjährigen Krieg und die tägliche Arbeit in der Kirche bis zu seinen poetischen Werken. Von den frühen rosenkreuzerischen Aktivitäten ist kaum noch die Rede, von Distanzierungen abgesehen: Die Bruderschaft sei eine Fiktion (*figmentum*) gewesen.

Statt dessen wird Johann Arndts Spiritualismus als wichtige theologische Referenz sichtbar. Inwieweit dabei dessen hermetische Untergrundströmung, die Hermann Geyer 2001 in seiner Monographie zu Arndts „Vier Büchern vom Wahren Christentum“ dokumentiert hat, dann doch wieder einen Umweg zu Andreaes Jugend weist, bleibt zu klären. Vorerst hat Brecht uns dankenswerter Weise Schneisen in die unbekannte Welt des späten Andreae geschlagen.

Noch dunkler, weil durch ernsthafte Forschungen nicht einmal kontrovers diskutiert, war die Wirkungsgeschichte des Rosenkreuzermythos seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert. Nur die Gold- und Rosenkreuzer, die mit dem Wöllnerschen Religionsedikts 1788 Politik machten, waren Gegenstand seriöser Untersuchungen. Die Entwicklungen im 19. und 20. Jahrhundert hingegen wurden durch Selbstdarstellungen unterschiedlichster Gruppen, die sich als Rosenkreuzer betrachteten, zu einem Dschungel von Faktensplittern und Desinformationen. Hier hat Harald Lamprecht eine Pionierarbeit vorgelegt und ein gutes Dutzend Vereinigungen untersucht, von der „Societas Rosicruciana in Anglia“ (gegründet 1865) bis zum „Lectorium Rosicrucianum“ (gegründet 1935) und seinen Nachfolgeorganisationen. Lamprecht arbeitet unter Erschließung eines teilweise sehr entlegenen Materials heraus, daß die rosenkreuzerischen Rezeptionstraditionen grosso modo in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts abgebrochen und alle diese Gruppen Neugründungen waren, die sich projektiv auf die rosenkreuzerische Tradition bezogen. Sie gehörten vielmehr in das weite Feld einer christlichen Esoterik und hofften, im Rosenkreuzertum geheime Traditionen des Christentums zu finden. Faktisch präsentierten sie ihre Weltanschauungen in rosenkreuzerischem Gewand. Dies konnte bis zur „rosenkreuzerischen“ Benennung christentumsfremder theosophischer Inhalte gehen, etwa bei Rudolf Steiner und im „Lectorium Rosicrucianum“. Hier sieht Lamprecht deutlicher als Wehr im oben genannten Sammelband, daß dadurch der Rosenkreuzermythos zur offenen Projektionsfläche wurde.

In systematischer Absicht geht es Lamprecht in seiner theologischen Dissertation um die Erarbeitung von Profilen dieser Vereinigungen, die es erlauben, Ähnlichkeiten und Differenzen zu den großkirchlichen Traditionen aufzuzeigen. Dies gelingt ihm und ist nicht zu beanstanden, da er seine theologischen Intentionen offenlegt. Historiographisch wäre es allerdings von größerem Interesse gewesen, aus der Einsicht, daß das rosenkreuzerische Selbstverständnis meist nur eine Hülle darstellte, die

Konsequenz zu ziehen, die „rosenkreuzerischen“ Gemeinschaften noch stärker in den nicht-„rosenkreuzerischen“ Kontexten zu verorten, in die sie gehören. „Rosenkreuzertum“ war im 19. Jahrhundert ein Etikett, das zu dekonstruieren eine Aufgabe des Historikers ist. Lamprechts Rosenkreuzer sind deshalb weniger ein Thema der Frühen Neuzeit als der religiösen Kulturgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts.

Helmut Zander, Bonn

*Karsten, Arne, Kardinal Bernardino Spada. Eine Karriere im barocken Rom, Göttingen 2001, Vandenhoeck & Ruprecht, 304 S.*

Biographien sind aus der Mode gekommen, die Kurie ist es ohnehin – wen also sollte die Lebensbeschreibung eines Kardinals aus dem 17. Jahrhundert interessieren? Trotz anfänglicher Skepsis lassen sich am Ende der Lektüre drei Leser-Typen ausmachen, denen Karstens Werk einiges zu bieten hat: der berühmte interessierte Laie, der Rezensent mit Freude am Nörgeln sowie der Historiker, der sich entweder für Rom und die Kurie und/oder für die Frage interessiert, wie sich Fachwissen an ein breiteres Publikum vermitteln läßt.

Wer auch immer der interessierte Laie ist – an diesem Werk wird er seine Freude haben. Das Buch ist nicht nur flott geschrieben, stellenweise zum Schreiben komisch und dank seiner Aufteilung in 30 Kapitel mühelos zu dosieren. Es eröffnet auch Einblicke in eine Welt, die beim ersten Hinsehen durch ihre Eigentümlichkeit fasziniert, beim zweiten Blick aber grundsätzliche Sachverhalte der frühneuzeitlichen Geschichte offenbart. Das Präsentationsprinzip ist so schlicht wie wirkungsvoll. Erzählt wird das Leben des Kardinals in chronologischer Ordnung: orientiert an den biographischen Notizen, die ein Bruder Bernardino Spadas angefertigt hat, abgesichert durch eine Reihe weiterer Quellen. Und wann immer ein Phänomen auftaucht, das dem heutigen Leser fremd erscheinen mag, liefert Karsten die Erklärung: konzentriert auf die römische Bühne und deren Eigenheiten, aber auch bemüht um eine gesamteuropäische Einordnung. Wer dem Lebensweg Bernardino Spadas (1594–1661) von den bescheidenen Ursprüngen in einer Aufsteigerfamilie und dem ersten Kaufamt über die Posten des Nuntius in Paris und des Verwaltungschefs von Bologna bis hin zur Rolle einer Grauen Eminenz an der Kurie folgt, wird daher am Ende einiges gelernt haben: über die Karrieremuster an der Kurie und in jeder frühneuzeitlichen Elite, über Karrierefaktoren wie Geschenke und Beziehungen, Heiratspolitik und Netzwerkbildung, Investitionsbereitschaft und Selbstbeherrschung, über den viel geschmähten Nepotismus als Form der Familienbeteiligung an den nur mit vereinten Kräften zu erzielenden Erfolgen, über Kommunikationswege und die Tücken der Diplomatie, über die höfische Gesellschaft und ihre Zeremonien, über Bildungsideale und Banditen, über das Justizwesen und den Kampf des Staates um das Gewaltmonopol, über Krieg und Heerwesen der Frühen Neuzeit, über Konkaven und Teufelsaustreibungen, über die Schwierigkeiten einer Aufsteigerfamilie wie der Spada, ihre bescheidenen Ursprünge vergessen zu lassen, über die Rolle, die Mäzenatentum, Bauwut und eine gewisse genealogische Phantasie dabei spielen. Man könnte die Palette erweitern: Bis hin zu Kochrezepten („auch heute noch leicht nachzukochen“, 201) reicht das Spektrum der Themen, die Karsten anspricht. Besonders ins Auge fallen dabei die Kapitel, in denen sich der Autor als Kunsthistoriker zu erkennen gibt: nicht nur wegen der 22 Abbildungen von Porträts, Palästen und Kapellen (alle s/w), sondern vor allem wegen der fächerübergreifenden Analyse, die noch den Gräbern der Toten einiges über das Leben der römischen Oberschicht und die Konkurrenz zwischen altem Adel und neuer Elite entlockt. Neue Thesen wird man in diesem er-

zählenden Bericht vergeblich suchen. Aber da in den Fußnoten nicht nur die Quellen nachgewiesen, sondern auch die einschlägigen Studien genannt werden, ermöglicht das Buch einen leichten Einstieg in die Rom-Forschung.

Und die Beanstandungen? Bemängeln ließe sich Karstens entspannte Haltung gegenüber formalen Konventionen: Quellen- wie Literaturverzeichnis sind nicht vollständig, manche Autoren dürften sich über die Schreibweise ihrer Namen wundern, im recht knappen Namensregister geben Eintragungen wie „Charles, Prince of Wales“ Rätsel auf, im Text finden sich nicht wenige Tippfehler und einige Wiederholungen. Was den Inhalt angeht, ist bei weitgehender Zustimmung hin und wieder mehr Präzision anzumahnen. Daß Karsten ausgerechnet den Todestag Pauls V. falsch angibt (38), dürfte zwar nur die (allerdings nicht ganz kleine) Expertenschar für diesen Papst stören. Andere Versehen (z. B. Nuntiatur als unverzichtbarer Karriereschritt [70], kirchliche Ämter von der Kammer verwaltet [155] u. ö.) vermitteln indes ein verzerrtes Bild. Und Wirtschafts- wie Finanzfragen scheinen dem Autor generell nicht sehr am Herzen zu liegen. Dennoch: Der mittlerweile in der zweiten Auflage erschienene Band hat seine Leser verdient. Mit Vergnügen lernen, was will man mehr?

Birgit Emich, Freiburg

*Deppermann, Andreas, Johann Jakob Schütz und die Anfänge des Pietismus (Beiträge zur historischen Theologie, 119), Tübingen 2002, Mohr Siebeck, XVI u. 421 S.*

Nach Werken zu Johann Wilhelm Petersen und zu Johann Conrad Dippel liegt nun eine weitere Dissertation zu einem radikalen Pietisten vor: dem Juristen, Lieddichter und Erbauungsschriftsteller Johann Jakob Schütz. Dieser stand bislang als Mitarbeiter Philipp Jakob Speners in dessen Schatten, dürfte aber durch die vorliegende Arbeit endgültig aus diesem herausgetreten sein. Die Arbeit ist als historische Biographie angelegt – eine angemessene Form der Aufarbeitung, wenn man sich in Erinnerung ruft, dass die moderne Autobiographie eine ihrer Wurzeln im Pietismus hat. Doch Deppermann geht über Biographisches weit hinaus, er arbeitet die Frühzeit des Pietismus in Frankfurt und die Entstehung des Collegium Pietatis auf, behandelt zahlreiche Sondergruppen wie Einzelgestalten (so etwa Christian Fende, Johann Heinrich Horb oder Anna Maria van Schurman) und liefert wichtige Details zum Büchermarkt des Pietismus. Der vielseitig interessierte und eifrig korrespondierende Schütz kommt dem Verfasser freilich hier besonders entgegen, da der Pietist es sich nicht entgehen ließ, in die geistigen und geistlichen Strömungen seiner Zeit tief einzutauchen.

Schütz war ein Suchender. Fündig wurde er im Chiliasmus, der Alchimie, der Kabala und im mystischen Spiritualismus – alles schwierige Wissensgebiete, die Deppermann gekonnt ausbreitet. Es wäre spannend, einmal zu fragen, wie das Verhältnis von Esoterik und Pietismus bei Schütz angelegt ist, der schließlich auch mit Persönlichkeiten wie Knorr von Rosenroth oder van Helmont im Austausch stand. Hier zeigt sich aber auch, wie fragwürdig, ja bisweilen willkürlich die Unterscheidung in Pietismus und Radikalpietismus eigentlich ist. Der Deutung Schütz' als einen der Begründer des Pietismus wird eine neue Interpretation des gesamten radikalen Spektrums folgen müssen. Die Frage, wie das Verhältnis zu dem weitaus gemäßigeren und vorsichtiger agierenden Spener zu gewichten sei, gab auch den Anlass zu der Studie. Im Ergebnis wird Schütz mit Johannes Anton Dieffenbach als Urheber und Mitbegründer des Pietismus zumindest Spener gleichgestellt, wenn nicht gar mehr: Spener sei durch Schütz erst auf die chiliastisch geprägte Zukunftshoffnung, die